Fremde Schuld.

Roman von M. Prigge-Brool.

(11. Fortsetzung.)

Es war an einem Sonnabend. Die Arbeiter hatten die Fabrik schon früh verlassen, das Thor derselben war versperrt, und außer dem Pförtner, der seine Wohnung dort hatte, hielt sich Niemand mehr in den weiten Räumen auf. Eben wollte auch dieser sein kleines Haus verlassen, um zum Abendschoppen zu gehen, als er sich von einem großen, starknochigen Neger aufgehalten sah.

„Ist Mister Flemming Fabrike?" fragte er in leidlich gutem Deutsch, indeß er mit der Hand einen großen Kreis durch die Luft zog, der das Gebäude zu umfassen schien.

„Das ist sie, mein Bursche," gab der Pförtner zurück, „aber die Leute sind alle fort, und wenn Du ein Anliegen hast, so mußt Du Montag wiederkommen, denn morgen feiern wir."

„Ich ein Anliegen hab', ich Mister Flemming sprechen muß, gleich, auf der Stelle," versicherte der Neger ernsthaft.

„Das geht nicht an, oder ...." Der Pförtner warf einen ängstlichen Blick auf den herkulischen Körper des Schwarzen, „suchen Sie Mister Flemming in seiner Villa auf, will er Sie sprechen, so wird man Sie zu ihm führen."

Froh, den unbequemen Kerl loszuwerden, zeigte er ihm den Weg und trat, nachdem er sich übergeugt hatte, daß der Neger drüben die Glocke zog, seinen abendlichen Weg an. „Möchte wissen, was der schwarze Teufel von unserm Herrn will," dachte er bei sich, „vielleicht eine Bekanntschaft von drüben."

Der brave Mann ahnte nicht, wie nahe er der Wahrheit kam.

Der Schwarze zog an der Glocke. Der Kutscher, als einziger von der Dienerschaft zurückgeblieben, öffnete nicht. Er schien für den Augenblick nicht auf dem Posten gewesen zu sein. Auf mehrmaliges Anläuten hin erschien endlich die Frau, die in der Villa des Herrn bediente. „Wer fällt uns da so unversehens in's Haus?" rief sie vor Staunen fassungslos beim Anblick des schwarzen Riesen. Der sah zum Fürchten aus.

„Ist Mister Flemming hier?" fragte Cäsar.

„Nein, das heißt, ich weiß es nicht," erwiderte sie unschlüssig, ohne das Thor vollends zu öffnen. „Ich werde zusehen."

„Cäsar Mister sprechen muß," unterbrach der Neger ungeduldig die Frau. „Mach schnell, weiße Frau," fügte er hinzu. „Cäsar nix Zeit haben, weil kleine Mister wartet."

Sie schüttelte erstaunt den Kopf. Was konnte dieser fremde Mensch von ihrem Herrn wollen. Eilig rannte sie den Weg zurück, die Thür blieb einstweilen geschlossen.

Der Herr saß, wie er immer that, in der Thür der Veranda, die Hände lässig ineinander gefaltet. Neben ihm lag die noch matt glimmende Cigarre, wie er sie unlustig aus der Hand gelegt, das Antlitz trug einen müden, hoffnungslosen Ausdruck. Gleichgiltig sah er auf, als er den Schritt der Frau im Kies knirschen hörte.

„Was giebt's, Frau Busch?"

„Ein Schwarzer fragt nach Ihnen, Herr, er ist so groß wie ein Baum und spricht ganz kauderwelsch. Er müßte zu Ihnen, sagte er, Cäsar oder so ähnlich nannte er sich."

„Cäsar," das Wort klang wie ein Freudenruf. „Schnell, Frau Busch, schnell, führen Sie den Mann zu mir," rief Flemming, vor Erregung zitternd, aus.

Halb für sich fügte er hinzu: „Es kann ja nicht möglich sein. Ein Zufall, Aehnlichkeit, wie käme auch Cäsar hierher."

Frau Busch hatte sich entfernt, ohne auf das Selbstgespräch ihres Herrn zu achten. Der schwarze Mann sollte herein, mochte er, der Herr war ganz der Mann, mit zudringlichen Bettlern fertig zu werden, schließlich kam auch ihr Mann bald heim.

„Sie sollen eintreten," sagte sie.

Argwöhnisch verfolgte sie den raschen Schritt des Negers, der ihr voraus auf die Veranda zuging, als kenne er hier Weg und Steg. Jetzt hatte er sie erreicht und stand dem Herrn gegenüber. Frau Busch glaubte ihren eigenen Augen nicht trauen zu dürfen. Träumte oder wachte sie, oder hatte der Herr den Kerl wirklich umarmt? Ihr wurde unheimlich zu Muthe; auf halbem Wege kehrte sie um und ging in ihre Behausung zurück. Wenn das ein gutes Ende nahm!

Sie hatte sich nicht geirrt, die brave Frau. Hans Flemming umarmte wirklich, einem raschen Impuls folgend, den treuen Mann, der plötzlich vor ihm stand. Dann zog er ihn neben sich auf einen Stuhl. Lange Zeit war er keines Wortes mächtig, sondern betrachtete nur unverwandt die einst vertraute Gestalt, die eine Reihe von wolkenlos glücklichen Tagen vor ihm erstehen ließ. Endlich hatte er sich gefaßt.

„Du kommst zu mir, Cäsar?"

„Weil Missis so gewollt," erwiderte der Schwarze stolz. „Nicht Mister Baumann, nein, Cäsar allein hat gute Missis vertraut," fuhr er, durch die Erinnerung sichtlich gehoben, fort. „Du bist treu, Cäsar, hat sie gesagt, Du wirst kleinen Mister nicht verlassen."

„So wußte meine Frau, daß sie so früh schon sterben mußte?" fragte Flemming mit ersticter Stimme.

„Missis hat wohl gewußt. Sie weinte immer und mochte nicht essen, noch trinken, soviel der arme Cäsar sie bat. Laß mich, hat sie gesagt, der Tod ist das Beste für mich."

Man hörte es der Anstrengung an, welche der treue Diener machte, um seiner todten Herrin Worte möglichst treu wiederzugeben, wie tief sie seinem Gedächtniß eingegraben, wie treu und fest er sie im Herzen getragen. Unzählige Male mußte er sie sich wiederholt haben, um auch nicht eins zu vergessen. Flemming verstand und drückte ihm dankbar die Hand.

„Und was hat Missis Dir noch aufgetragen?" forschte er nach einer Pause, die er benutzt hatte, seiner Rührung Herr zu werden.

„Sie wollte, ich sollte Master Hans zu Mister bringen und ihn dabei an das erinnern, was er ihr versprochen. Sie kann nicht ruhig in der dunklen Erde schlafen, hat sie gesagt, wenn Master Hans nicht glücklich wird."

„O, Hannah, ich verstehe Dich," murmelte der gequälte Mann, „Du hast mir doch mißtraut. Du wußtest, daß ich schwach und haltlos war und vertrautest lieber Dein Kind der Treue Deines Dieners."

Und wiederum übermannte der kaum verwundene Schmerz um den Tod der angebeteten Frau den einsamen Mann, er vergaß des Negers Nähe, vergaß alles um sich her und weinte laut.

„Nicht weinen," tröstete Cäsar ihn. „Missis haben gesagt, daß armer, armer Mister nicht um sie weinen soll. Sie sei glücklich gewesen und wolle gerne sterben, wenn nur Mister mit kleinem Master zusammen sind."

„Ich danke Dir, Cäsar," sagte sein Herr gefaßt. „Das, was Du Deiner Missis gethan, soll Dir im Leben unvergessen sein. Doch jetzt erzähle, was macht mein Kind?"

„Klein Master ist in Hamburg bei guten Leuten," erwiderte Cäsar verlegen. „Da war Capitän von großes Schiff, der Cäsar über das Wasser gebracht, er hat gemeint, er kenne Mister und hat Missis lieb gehabt. Cäsar soll einstweilen allein nach Bremen gehen und mit seinem Mister reden, es könne sein," hier sah er sich vorsichtig nach allen Seiten um und dämpfte die Stimme, „daß Master nicht allen Leuten im Hause gelegen kam."

Hans Flemming mußte die Augen niederschlagen, er schämte sich vor seinem Diener. Wie richtig hatte der Capitän, ohne Zweifel sein alter Freund, gehandelt. Die plötzliche, unvorhergesehene Ankunft des Kindes würde ihn jedenfalls in große Verlegenheit versetzt haben. Er stand urplötzlich auf und rief Frau Busch herbei. Bevor sie erschien, sagte er zu Cäsar: „Wir reisen morgen zusammen nach Hamburg, dort will ich für mein Kind schon Sorge tragen. Du möchtest wohl wieder bei mir sein?"

Eine kleine Weile zögerte Cäsar mit der Antwort, dann hob er den Krauskopf entschlossen in die Höhe.

„Wenn Mister erlauben, ich will bei Master bleiben," erwiderte er, „Missis hat so gewollt."

„Da sagt man immer, die Neger sind keine Menschen," dachte Flemming tief beschämt.

Frau Busch kam aus der Verwunderung nicht mehr heraus. Nicht nur, daß ihr der Herr befahl, sie solle für den Schwarzen in einer der schön eingerichteten Fremdenstuben ein Bett aufmachen, nein, auch an dem Abendbrot des Herrn nahm er Theil, und überhaupt behandelte er ihn, wie einen Freund, und sprach mit ihm, wie mit seines Gleichen. Das mußten drüben curiose Zustände sein.

Frau Busch dankte ihrem Schöpfer, daß sie in Deutschland geboren und erzogen, wo man mit Schwarzen nichts zu thun hat.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Früh mit dem ersten Zuge fuhren Herr und Diener nach Hamburg, wo sie rechtzeitig eintrafen. Unter Cäsars Führung fand sich die Wohnung des Capitäns bald, und mit schwerem Herzen stieg Flemming die Treppe hinan. Auf sein Läuten erschien ein frischwangiges Mädchen in der kleidsamen Tracht der Friesen und fragte nach seinem Begehr. Sie führte die Besucher in das Zimmer ihres Herrn, der Schwarze trat bescheiden zurück. Eine Zeit lang blieb Flemming allein und hatte Muße, sich das Zimmer anzusehen. Zu anderer Zeit würde ihn die eigenartige Einrichtung desselben angezogen haben, heute hatte er für alle Seltsamkeiten nur einen kurzen Blick. Von draußen vernahm man Mädchenlachen, Thüren öffneten und schlossen sich, auch eine helle Kinderstimme wurde laut. Dem Wartenden schwoll das Herz in sehnsuchtsvoller Liebe, kaum vermochte er noch an sich zu halten. Da ging die Thür auf, und auf den Armen des bärtigen Capitäns sah er ein Knäblein sitzen, das er nun und nimmer als seinen Hans erkannt hätte.

Das blonde Köpfchen, dicht an den Fremden geschmiegt — sahen Hannahs Augen aus denen ihres Kindes den Vater an, fremd und bang und doch vertraut. Da wich der Bann, den das herbe Leid um Hansens Vaterherz gelegt, er streckte seine Arme aus, entriß das Kind dem Capitän und „Hänschen, mein geliebtes Hänschen," rief er aus.

Ein Thränenstrom erleichterte die Brust des Mannes.

Das Kind fing an zu weinen, bang strebte es zu seinem Beschützer zurück, der es lachend an sich nahm.

„Wir müssen unsern lieben Vater erst wieder kennen lernen," tröstete er Flemming, der seinen Schmerz nur mühsam bezwang. Er gab das Kind, das jetzt wieder heiter blickte, dem eintretenden Mädchen mit der Weisung, sie möge ihn seiner Frau bringen, in spätestens einer Stunde hole er ihn ab, für jetzt habe er mit Herrn Flemming zu reden.

„Meine Frau und Töchter sind nämlich ganz närrisch auf den kleinen Mann," erklärte er, „es wird ihnen schwer, ihn wieder herzugeben, so sehr haben sich alle an das liebe Kind gewöhnt. Er ist aber auch ein Junge, auf den jeder Vater stolz sein kann."

Es schien Flemming, als seien die letzten Worte besonders für ihn gesagt, er sah noch unglücklicher aus, als zuvor, und rang sichtlich nach Worten.

„Ich weiß alles," erleichterte der Capitän ihm den Anfang.

„So wissen Sie, daß ich ein jammervoller Schwächling bin, der sein angebetetes Weib elend verderben ließ," rief er in ausbrechender Leidenschaft.

„Oho, nicht gar so hitzig, junger Freund," wehrte der ältere, besonnene Mann. „Sie schütten das Kind mit dem Bade aus. Ich will Sie nicht von jeder Schuld freisprechen," fuhr er fort, „und sage Ihnen, Sie mußten unter allen Umständen die damals geschlossene Scheinehe zu einer giltigen machen. Andererseits, wer hätte ahnen oder voraussetzen können, daß Ihre einst so blühende, lebensvolle Frau so plötzlich sterben mußte."

„Ich, meine Schwäche, mein unseliges Zögern haben sie in den Tod getrieben," beschuldigte Flemming sich dumpf.

„Paperlapapp," schalt der Capitän, „davon kann keine Rede sein. Darüber kann ich Sie gottlob beruhigen. Ich selbst habe den Arzt gesprochen, der Ihre Frau behandelt hat. Sie hat auf jeden Fall sterben müssen, das Klima trägt die Schuld, und dann war sie nicht vorsichtig. Es mag ja sein, daß Kummer und Sehnsucht den Ausgang beschleunigt haben, an ihrem Ende tragen Sie keine Schuld, nicht die geringste."

„Sie geben mir das Leben wieder, Capitän," rief Flemming aus. Er athmete, wie von einer Last befreit, tief auf. „Sie wissen nicht," fuhr er nach kurzer Pause fort, „wie sehr mich der Gedanke, an Hannahs Tode schuld zu sein, gepeinigt hat."

„Merk's schon, sehen ganz darnach aus," erwiderte dieser mitleidig und maß den furchtbar veränderten Mann mit bedauerndem Blick.

„Sie sind sehr krank gewesen?"

„Für lange Zeit. Sie hätten sonst nicht nöthig gehabt, sich meines Knaben anzunehmen, ich selbst hätte ihn mir geholt, wäre ich nicht lange ohne Besinnung gewesen, noch länger ohne Fähigkeit, meine Gedanken zu concentriren."

„Damit wären wir glücklich zum Hauptpunkt unserer Besprechung gelangt. Was soll mit dem kleinen Mann geschehen?"

„Ich will ihn adoptiren, sobald ich im Stande bin."

„Das ist das Geringste, was Sie seiner Mutter schulden," versetzte Brinkmann trocken. „Schlimm ist dabei, daß das Gesetz für den Fall eine Altersgrenze vorschreibt und daß Sie diese Grenze noch lange nicht erreicht haben. Wie nun, wenn Sie den Zeitpunkt nicht erleben sollten?"

„Dann werde ich das Kind in meinem Testament bedenken, ihm ein Legat zuweisen."

„Das alles entschädigt den Jungen nicht für das, was ihm fehlt, für seinen ehrlichen Namen. Man denkt sehr streng bei uns in Deutschland über diesen Punkt."

„Was kann ich thun?" fragte Flemming erregt. Es wurde ihm heiß und kalt bei dem Gedanken.

„Da ist schwer rathen. Adoptiren ist noch das Einzige, Beste! Schließlich thun Sie das Ihrige, wenn Sie von hier aus gleich zu einem Anwalt gehen, von ihm ein Schriftstück aufsetzen lassen, in welchem Sie das Kind als Ihren rechtmäßigen Sohn anerkennen. Kommt's dann durch irgend einen Unglücksfall nicht zum beabsichtigten Adoptiren, so ist doch das Anerkenntniß da, und das ist doch wenigstens etwas."

„Ich würde glücklich sein, wollten Sie mich auf diesem Gange begleiten," schlug der Handelsherr erleichtert vor. „Ohnehin brauche ich einen Zeugen."

„Und einstweilen?" suchte Brinkmann, der beredte Anwalt für Hänschens Recht, das Gespräch auf das Kind zurückzuführen.

Einstweilen! Da war guter Rath theuer. Flemming erzählte dem Capitän von seiner Mutter Plan und mußte erwähnen, daß diese ihn zu verheirathen wünsche. Ohne ihn in die näheren Verhältnisse einzuweihen, ließ er durchblicken, daß hier ein Geheimniß walte, dem er zu liebe sich fügen müsse.

Der Capitän begriff. Es war nicht Kälte, nicht Gleichgiltigkeit gegen das Andenken der Verstorbenen, es war ein hartes, ein unerbittliches Muß, das den jungen Mann in eine unerwünschte Ehe trieb. Ihm that der arme Mann leid. In jedem Falle war er, wie kaum ein zweiter Mensch, das Opfer widriger Verhältnisse.

Im großen Ganzen konnte der erfahrene Mann Frau Hildegards Plan nicht verdammen. Nur so öffneten sich dem Kinde die Thore seines Vaterhauses, es galt nur noch, die künftige, junge Frau der Aufnahme des Knaben geneigt zu stimmen. Das zu erreichen, traute er Flemming zu, denn er liebte seinen Sohn von ganzem Herzen. Bis es soweit war, gingen Monate in's Land. Hans der Kleine blieb auf die Fürsorge Fremder angewiesen. Es durfte selbst der Vater sein Kind nur selten sehen, sonst mochte der Vierjährige ein treues Gedächtniß zeigen, daß ihm dann später das Einleben in's Vaterhaus erschweren würde. Der Capitän saß nachdenklich da, er rauchte heftig, in kurzen Zügen, bei ihm das untrügliche Zeichen hoher Erregbarkeit.

„Ich glaube, wir rufen meine Frau herbei," meinte er endlich, als ihm nichts einfallen wollte. „In solchen Dingen wissen die Weiber Rath, und das Kind soll es gut haben, bis Sie es haben können, das ist gewiß."

Er verließ das Zimmer und kam mit einer gut aussehenden Dame zurück. Ohne Ziererei ging sie auf den Kaufherrn zu, reichte ihm ihre volle, weiße Hand und nahm unbefangen seine herzlichen Dankesworte in Empfang.

„Sie möchten uns wohl Hänschen entführen," eröffnete sie das Gespräch, „das wird meinen Mädchen leid sein, sie wissen sich nicht wenig mit dem süßen, kleinen Kerl."

„Herr Flemming kann das Kind für's erste nicht aufnehmen," kam der Capitän dem Verlegenen zu Hilfe. „Er wird heirathen, und die junge Frau muß sich doch erst gewöhnen, bevor man ihr die Sorge für das Kind überläßt."

Mehr brauchte nach des braven Mannes Absicht die Frau nicht zu erfahren, am wenigsten, daß Hänschens Dasein der künftigen Mutter noch ein tiefes Geheimniß war. Dazu fand sich, mußte es einmal sein, immer noch Zeit.

Frau Brinkmann überlegte nicht lange.

„Wenn's so ist, könnten wir, das heißt, wenn Du wolltest," wandte sie sich lebhaft an ihren Gatten.

„Den einen Kerl behalten," ergänzte dieser vergnügt. „So hatte ich's erwartet. Sie sehen, Herr Flemming, die Haupt- und Kabinetsfrage ist leicht gelöst. Wollen Sie uns den Jungen anvertrauen?"

„Ob ich will!" Der Handelsherr schlug dankbar in die gebotene Hand des älteren Freundes ein. Ein Stein fiel ihm vom Herzen.

„Wie werde ich Ihnen jemals danken können," stammelte er.

„Dadurch, daß Sie dem Kinde gerecht werden, wir verstehen uns," nickte Brinkmann vielsagend.

Der Kleine wurde herbeigeholt und kam in Begleitung zweier allerliebster Mädchen im Alter von fünfzehn bis sechzehn Jahren, die ihn nicht von der Hand ließen.

Von ihnen fort strebte er zur Thür zurück, in der er erst wieder mit Cäsar erschien.

„Du Cäsar, hierbleiben," sagte er gleichsam vorstellend.

Die Worte, die einen Beweis von der Anhänglichkeit des kleinen Burschen gaben, beglückten seinen Vater sehr, vorsichtig und unter Vermeidung jeglicher Zärtlichkeit gelang es ihm, den Knaben an sich zu ziehen, und eine Viertelstunde später saß Hänschen höchst vergnügt auf des Vaters Knieen und ließ die Pferde laufen, bis ihm die Kraft erlahmte.

„Was machen wir aber mit dem da?" fragte der Capitän und wies auf den leise hinausschleichenden Neger.

Es fand sich, daß man im Hause für Cäsar keinen Platz hatte; nach Bremen zu kommen, weigerte Cäsar sich. Seine Missis hatte befohlen, beim Master zu bleiben, daran hielt er unverbrüchlich fest.

Man einigte sich schließlich dahin, daß er irgendwo ganz in der Nähe des Hauses untergebracht werden sollte, von wo aus er täglich nach dem Knaben sehen konnte, eine geeignete Thätigkeit für ihn zu finden, behielt der Capitän sich vor. Nachdem alles so in bester Ordnung, verließ der Handelsherr die Stadt mit viel leichterem Herzen, als er sie betreten. Nun war er nicht mehr arm, nicht mehr allein, ihm lebte der Sohn, das Kind der heißgeliebten Frau, ihr heiliges, ihm über alles theure Vermächtniß. Von nun an hatte sein Leben, das fühlte er, wieder einen Zweck. —

In den ersten Tagen des September kehrte auch Frau Hildegard mit ihrer Nichte zurück. Man war nun lange genug fort gewesen, Hans hatte Zeit gehabt, sich wiederzufinden. Und in der That, er schien sich wiedergefunden zu haben. Aeußerlich und innerlich ein Anderer, trat er den Seinen entgegen, und Gerty fühlte sich beglückt, zu bemerken, daß Hans es an besonderer Aufmerksamkeit für sie nicht hatte fehlen lassen. Ihr Zimmer war mit Hilfe des Gärtners in einen Blumenhain verwandelt, bei Tische saß der Vetter neben ihr, und mehr als einmal nahm sie wahr, daß sein Blick lang und seltsam, wie fragend auf ihr ruhte.

Als Mutter und Sohn sich spät am Abend sich allein befanden, brachte erstere das Gespräch auf seine Heirath.

„Bist Du nun endlich darüber im Klaren, daß Du nicht länger warten kannst?" fragte sie ihn.

„Ich werde Gerty in der nächsten Zeit um ihre Hand bitten, und dann mag meinetwegen in vier Wochen Hochzeit sein."

So viel Fügsamkeit kam ihr überraschend, das hatte sie nicht zu hoffen gewagt.

„Du wolltest wirklich, Kind?"

„Ich muß, Mutter!"

Etwas an ihm weckte ihr Mißtrauen.

„Du denkst doch hoffentlich nicht daran, dem Mädchen alles anzuvertrauen?" fragte sie ängstlich. „Sie weist Dich ab, erfährt sie, was jene Frau Dir war."

„Sei unbesorgt, Mutter, ich schweige," erwiderte er mit unsäglicher Bitterkeit. „Nur eins bitte ich Dich, halt Du mir Wort, ich baue fest auf Dich."

„Du meinst wegen des Jungen, darüber darfst Du ruhig sein. Ehe noch ein Jahr vergangen ist, hast Du ihn hier."

„Ein ganzes, langes Jahr!"

Das süße, lockige Kindertöpfchen stand vor ihm, wie es sich beim Abschied nur scheu und flüchtig an ihn geschmiegt. Leise, ganz leise hatte er es geküßt, und dieser Kuß blieb lange noch an seinen Lippen haften.

Würde er wirklich für und für in diese Augen blicken, die denen von Hannah so ähnlich sahen, würde aus rosigem Kindermund der Vatername an sein Ohr tönen und würden weiche Arme sich kosend je um seinen Hals schlingen? O, der bisher nur selten empfundenen Seligkeit! Das Herz des Mannes pochte laut in seiner Brust bei diesem Gedanken.

„Gute Nacht, Mama!" Hans stand auf und küßte ihre Hand. „Halt mir den Daumen, daß Gerty mir nicht am Ende gar einen Korb giebt. Von morgen an beginnt die Werbung."

„Er ist vernünftig geworden, hat überwunden," dachte sie, hinter ihm hersehend, erfreut. „Männer verzeihen schnell."

Damit that Frau Hildegard indessen ihrem Sohne Unrecht. Was ihn zur zweiten Heirath trieb, war einzig und allein die Sehnsucht nach seinem Kinde, eine Sehnsucht, die er kaum bannen konnte.

Gerty durfte mit dem Benehmen ihres Vetters zufrieden sein. Er hatte nur noch Aufmerksamkeit für sie, ritt, fuhr mit ihr und war so häufig in ihrer Gesellschaft, daß der alte Krause, der seinen Herrn scharf beobachtete, verdrießlich mit dem Kopfe schüttelte.

Wäre er wenigstens froh dabei gewesen. So aber fiel er, wenn er sich unbeachtet glaubte, immer wieder in den alten Trübsinn zurück. Das konnte also nicht die Rechte sein, oder — der Alte verstand die Welt um sich her nicht mehr.

Zu seiner grenzenlosen Ueberraschung erschien, kaum drei Wochen nach der Rückkehr der beiden Damen, der junge Chef in seinem Comptoir.

„Gratuliren Sie mir, lieber Krause," sagte er wohlgelaunt, „soeben habe ich mich mit meiner Cousine verlobt."

„Wenn das der selige Herr erlebt hätte," rief der Alte aus, „damit erfüllt sich endlich sein Herzenswunsch. Meinen Glückwunsch, Herr Hans, ich denke, Sie haben gut gewählt."

In der Stadt nahm man die Nachricht mit geringerem Wohlwollen auf. „Geld kommt zu Geld," meinten die Minderbegüterten. „Da sieht man's wieder einmal. Konnten diese beiden reichen Leute nicht mal ein Armes glücklich machen. Sie haben wahrlich übergenug."

Unter seinen Standesgenossen besaß Hans Flemming wenig Freunde. Nach seiner Heimkehr hatte er sich Niemand anschließen mögen und vordem seinen Umgang in anderen Kreisen gesucht. So kam es, daß die Theilnahme, welche man dem frohen Ereigniß zollte, zum größten Theil der Braut galt, die in der Gesellschaft recht beliebt war. Man verdachte ihr fast, daß sie scheinbar nur auf ihren Vetter gewartet hatte, während sie andere Werber consequent abgewiesen hatte. Da aber das junge Paar die herkömmliche glückliche Miene zeigte, stattete man mehr oder minder eifrig seinen Glückwunsch ab und behielt seine Meinung für sich.

Gerty war wirklich glücklich!

Beim ersten, werbenden Wort kam sie ihrem Vetter gern entgegen, fragte nicht lange, weshalb er bis jetzt gewartet, sondern nahm froh und gläubig ihr Glück aus seiner Hand, hatte sie ihn doch von jeher geliebt. Ihre Demuth brachte sie Hans innerlich näher. Er schwor sich zu, ihr stets ein aufmerksamer Gatte zu sein und es sie nie empfinden zu lassen, daß nicht die Liebe, sondern herber Zwang ihn zu ihr geführt. An einem Opfer sollte es genug sein.

Die Hochzeit wurde thunlichst beschleunigt. Neugierigen erzählte man, daß Hans der Ruhe und Pflege nach seiner langen Krankheit immer noch bedürfe, ebenso sehne sich die Braut, die auf kurze Zeit zu entfernten Verwandten gereist war, nach ihrem alten Heim, dem sie als Hausfrau vorstehen sollte.

Die Trauer um den Vater verbot jede größere Feier; so fanden sich nur wenig Angehörige zur Trauung ein, unter ihnen der alte, treue Buchhalter.

Die Hochzeitsglocken läuteten dem jungen Paar; neben dem hochgewachsenen Bräutigam, dessen Gestalt die eben überstandene Krankheit noch etwas gebeugt hielt, stand ein hocherglühendes Weib, bräutlich geklei deet. Demüthig neigte sie das Haupt, das der Myrthenkranz schmückte, und gelobte tief im Herzen ewige Liebe und Treue, dem lang- und heißgeliebten Mann. Sein Auge schweift hinüber zu der an seiner Seite Knieenden, allein er sieht sie nicht, vor ihm steht eine Andere, ach so geliebte, längst Geschiedene, die nimmer ihren heißesten Wunsch erfüllt gesehen. Was hätte er darum gegeben, kniete statt der ungeliebten Braut heute Hannah neben ihm vor dem Altar.

Der Priester sprach Worte des Segens über das vermählte Paar, ermahnte sie, einander zu lieben und sich treu zu bleiben, bis daß der Tod sie scheide.

Da kam Leben in die Gestalt des Mannes. Kraftvoll richtete er sich aus seiner gebeugten Haltung empor, mit festem Druck faßte seine Hand die des jungen Weibes wie zum Schwur. Gerty soll glücklich sein, das Andenken an Hannah fargt er tief in seine Brust hinein.

Nach der kirchlichen Feier vereinigte ein kurzes Mahl die Gäste, das Ehepaar dampfte nach Italien ab.

Der jungen Frau machte die Reise nach dem sonnigen Süden große Freude. Daheim trieb jetzt der Herbstwind das Laub von den Bäumen, die Gartenwege bedeckten sich mit fahlen Blättern, und von der blühenden Blumenpracht war nichts geblieben, als hie und da eine späte Aster, die sich scheu im Laub verbarg, dagegen blühten hier die Rosen in nie gesehener Pracht. Heliotrop und Reseden sandten berauschenden Duft in die Luft, die purpur leuchtenden Blüthen des Geranium wuchsen wild an riesigem Strauch auf den Bahndämmen, hohe Cactushecken, deren prächtige Blumen Märchenzauber um sich verbreiteten, umgaben die Felder. Die blaue Traube reifte im Laub, goldgelbe Orangen schmückten die Zweige der Bäume, der Oelbaum entfaltete sein Silberblatt. Es war ein Blühen, Leben, Werden, wie Gerty es nie geschaut. Entzückt haftete ihr Blick an dieser Wunderwelt. Hans ging theilnahmlos daran vorüber.

Was war ihm der Reiz der Riviera? Er kannte ihn längst und kannte Schöneres noch. So oft er durch die fruchtbeladenen Haine ging, erhob sich vor seinem Blick ein weißes, hochragendes Haus. Lianen, Heliotrop und Immergrün rankten sich an ihm empor. Die luftige Veranda war ganz von Grün bezogen, und in ihr sah er ein holdes, süßes Weib, sein Weib! In ihren Armen ihr süßes Kind! Er vergaß, wo er war, den lieben Namen wollte er rufen, zu seinem Traumbild reden, da wich die Vision. Er wurde wach und fand Gerty neben sich, die harmlos plaudernd, seine Versunkenheit nicht bemerkt hatte. Nun war sie sein Weib! Der Gedanke war ihm oft unfaßlich! Zuweilen achtete sie mehr auf ihn und tadelte sein stilles Brüten.

„Gewiß, Kind, gewiß," beeilte er sich zu erwidern, „ich vergleiche nur, drüben war es doch auch sehr schön."

Zum Weihnachtsfest reisten sie heim. Geschäftig putzte die junge Frau den Christbaum an. Sie konnte sich fast nicht genug thun dieses Mal, wo sie zuerst als Herrin waltete. Die Mutter ließ sie gewähren und redete ihr nicht drein. Seit noch am Hochzeitstage der Kinder ein bekannter Anwalt der Stadt ein umfangreiches Packet in ihre Hand gelegt, hatte sie keine Sorge mehr.

Das unglückselige Zeugniß ihrer That verzehrte ein flackerndes Feuer, und Frau Hildegard sah befriedigt zu, wie nach und nach die Asche zerfiel und sich in Atome verflüchtigte. Des Hauses Ehre war gewahrt und fleckenlos würde sie vor der Nachwelt stehen.

Unter dem Schein der Weihnachtskerzen, die in fröhlichen Herzen widerstrahlten, blieb nur das Angesicht des Hausherrn trüb. Die Uebrigen zogen reichbeschenkt und wohlbefriedigt davon; nur sein Herz fühlte eine tiefe, schmerzliche Leere.

Wo war der Sohn und Erbe des Hauses an diesem Tage, der mehr als irgend einer ein Kinderfesttag war?

Er trug die Trennung von seinem Knaben nicht länger!

Auf seine Vorstellungen antwortete die Mutter immer: „Noch ist's nicht an der Zeit. Ueberstürze nichts."

Und seufzend mußte er ihr Recht geben. Das aber tödtete die Sehnsucht nicht, wie fressendes Feuer brannte sie in seinem Vaterherzen. Er machte es durch tausend Listen und Ausflüchte möglich, den dritten Festtag in Hamburg zuzubringen. Zum mindesten mußte er seinen Jungen wiedersehen! Auch dieses Glück wurde ihm nicht ungetrübt zu Theil. Davon, daß er sich Hänschen zeige, ihn väterlich begrüße, wollte der Capitän, der gerade anwesend war, nichts wissen.

„Sie irritiren nur das Kind," wandte er ein. „Hänschen ist ein kluges Kind und hat Sie jetzt vielleicht vergessen. Zeigen Sie sich ihm aber öfter, so steht er Ihnen später nicht unbefangen gegenüber. Das Kind merkt auf, denkt sich sein Theil und wird unwissentlich vielleicht später zum Verräther."

Flemming mußte dem wackeren Manne Recht geben, allein das Herz that ihm weh dabei. Nur ganz von weitem, durch die Thür durfte er seinen Knaben sehen, wie er mit dem ihm reichlich gespendeten Spielzeug sich vergnügte und ab und zu ein glückliches Lachen hören ließ. Dann trat der Capitän zu dem Kinde ein, Hänschen fuhr auf, ließ sein Spielzeug fallen und eilte mit ausgebreiteten Armen auf ihn los. „Onkel, lieber Onkel," jauchzte er.

(Fortsetzung folgt.)

— Wie gewöhnlich behandelt, wird ein verrenkter Fuß einen Mann für drei oder vier Wochen arbeitsunfähig machen, aber bei Anwendung von Chamberlain's Liniment gleich nach der Verletzung, und die Anweisungen mit jeder Flasche beobachtend, kann in drei bis vier Tagen Heilung erzielt werden. Zu haben überall bei allen Apothekern und Händlern.

Carl Molter & Co.
Maler, Schildermaler, Lackierer und Anstreicher,
Cornwall Str. - Regina, Sask.
P. O. Box 191.

Cleveland Fahrräder
zu niedrigsten Preisen zum Verkauf bei J. S. HALL.
Auch Fahrräder zum verleihen.
J. S. Hall,
1734 Cornwall-Straße.

Deutscher Schuhmacher
Gustav Rau
beim Victoria Hotel.
Reparaturen von Schuhen, Stiefeln und Geschirren. — Schuhe nach Maß gemacht.
Gute und billige Arbeit.

Frank Dummer
Wagenlackirer und Anstreicher,
Schildermalerei und Tapezierarbeiten sauber ausgeführ
Werkstatt:
1913 St. John-Straße. Regina.

Speers Leichenbestatter
Phone 219 1761 Hamilton Str
Billigste und beste Bedienung in Regina.

Rechtsanwälte.

Deutsche Advokaten.
Doerr & Guggisberg
Rechtsanwälte u. Notare.
Einzige deutsche Rechtsanwalts-Firma Canadas.
Geld auf Grundeigentum.
Zimmer 303, Northern Bank Bldg., Regina.
J. Emil Doerr, L.L.B. W. W. Guggisberg, B.A.

Brown & Thomson
Rechtsanwälte und Notare.
T. D. Brown, B.A., u. Harold F. Thomson
Offices: Wheatley Block.
Phone 429. Scarth Str. Regina.

Allen, Gordon & Bryant
Advokaten, Rechtsanwälte und Notare.
Willaughby & Duncan Block
A. L. Gordon. Jas. F. Bryant, L.L.B.
— Regina, Sask. —

Ross & Bigelow
Advokaten, Anwälte und öffentl. Notare.
Suite 5, Mackenzie & Brown Block.
Scarth Straße - - Regina, Sask.

Balfour, Martin & Casey
Rechtsanwälte, Anwälte und öffentl. Notare.
Geld zu verleihen.
Office: Darke Block, 11. Ave., Regina, Sask.
Jas. Balfour. W. M. Martin, B. A.
Avery Casey, B. C. L.

Fish und Anderson
Advokaten, Rechtsanwälte und Notare.
Zimmer 307/308, Darke Block, 11. Avenue, Regina, Sask.
In unserer Office wird Deutsch gesprochen.
J. A. Fish — D. M. Anderson

Frame, Secord und Turnbull
Advokaten, Solicitoren, Notare:
J. E. Secord. F. W. Turnbull, B. A.
Joseph E. Frame, LL.B.
Offices
nächste Tür zur alten Post-Office.
Regina, Canada.

J. D. Brown
Advokat, Rechtsanwalt
und öffentlicher Notar.
Geld zu verleihen.
Rostbern, Saks.

Aerzte.

Dr. J. C. Black.
Black Block, Hamilton Straße.
Zimmer No. 1.
Haus-Tel. 214 b Office-Tel. 211 a

James McLeod, M.D.C.M.
Spezialist in der Behandlung von
Augen-, Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten.
Northern Bank-Gebäude,
Scarth-Straße - Regina, Sask.

Dr. P. D. Stewart
&
H. A. Stewart.
Doktoren, Chirurgen und Geburtshelfer.
Saskatoon, Sask.

Dr. med. H. P. Hendricks,
Arzt und Wundarzt. Spezialist für Chirurgie. Ehemaliger Hausarzt und Chirurg am Wesley Hospital, Chicago. Sprechzimmer: Zimmer 104, Willoughby und Duncan Block, 1839 Scarth-Str., Wohnung: Royal George Apartments. Phone 875.

J. R. Peverett
— General-Agent. —
Feuer-, Lebens-, Unglücks- und Krankheits-Versicherung.
Vertrauens-Bonds.
Geld zu verleihen.
Scarth Str., Regina, Sask.

Rossie's Atelier.
Regina, Sask.
Größtes photograph. Atelier im Westen.

Andreas Gottselig
Kontraktor
für Ausschachtungsarbeiten, Ablieferung und Fuhrarbeiten.
1930 Halifax Str. Regina
Phone 1117

F. Sack & Co., Ltd.
Granit- und Marmor-Werke.
Regina, 1763 Hamilton Str.
Alle Granit-, Marmor- und Steinarbeiten.
Grabsteine mit deutscher und englischer Schrift.
Man schreibe in Deuts